Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **8 (1926)**

Heft 21

PDF erstellt am: **11.07.2024**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

Tit. Schweiz. Landesbibliothek. Bern


# Schweizer Frauenblatt

## Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

**Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.**

**Abonnementspreis:** Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. / Einzelnummern kosten 20 Rp. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken.

**Erscheint jeden Freitag**
**Verlag:** Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

**Insertionspreis:** Für die Schweiz: Die einspaltige Nonpareillezeile 30 Rp., Ausland 40 Rp. Reklamen Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.- per Zeile. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. / Inseratenschluß: Mittwoch Abend

**Administration** und **Inseraten-Annahme:** Ovag A.-G., Zürich, Sihlstraße 43, Telephon S. 65.49, Postcheck-Konto VIII 3001 / **Druck** und **Expedition:** Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfäffikon-Zürich, Tel. 60

**Nr. 21** — **Zürich, 21. Mai 1926** — **VIII. Jahrgang**


„Wo ein Mensch wirkliche Religion, im tiefsten Sinne des Wortes, hat, da kommt sie zustande in einer langen, geheimnisreichen allerinnersten Geschichte, durch Begegnungen, die dieser Mensch mit der letzten Wahrheit, mit Gott hat, durch tiefwirkende Erfahrungen von Gericht, Gnade, durch lebendige Worte, die Gott selbst von Zeit zu Zeit zu einem solchen Menschen spricht." Ragaz.

(Aus: Die heutige religiöse Lage und die Volksschule von Ludwig Köhler und Leonhard Ragaz.)

## Wochenchronik.

### Schweiz.

In der Bundesratssitzung vom 19. Mai erstattete Bundesrat Motta Bericht über die am 17. ds. abgeschlossene erste Tagung der Kommission für die Reorganisation des Völkerbundsrates. Er erklärte sich vom bisherigen Verlauf der Beratung befriedigt und gab der Hoffnung Ausdruck, daß es in der zweiten, am 28. Juni beginnenden Session möglich sein werde, die Aufgabe der Kommission zu beenden. Die bis dahin erreichten Resultate werden in folgendem offiziellen Text bekannt gegeben:

„1. Die nichtständigen Mitglieder des Rates werden auf die Dauer von drei Jahren gewählt. Sie treten ihr Amt sofort nach ihrer Wahl an. Jedes Jahr wird ein Drittel der Mitglieder gewählt.

2. Ein ausscheidendes Mitglied kann während der auf den Ablauf seines Mandates folgenden drei Jahren nicht wiedergewählt werden, es sei denn, daß die Völkerbundsversammlung beim Ablauf des Mandates oder im Laufe dieser drei Jahre mit Zweidrittelsmehrheit anders beschließt. Jedoch darf die Zahl der auf diese Weise wiedergewählten Mitglieder nicht mehr als ein Drittel der Gesamtzahl der im Rate sitzenden nichtständigen Mitglieder betragen. Zum Zwecke der Einführung des neuen Systems kann sich der im vorstehenden Absatz vorgesehene Beschluß bei den Wahlen im Jahre 1927 nicht nur auf diejenigen Mitglieder erstrecken, deren Mandat alsdann abläuft, sondern auch auf diejenigen, deren Mandat im Jahre 1928 und im Jahre 1929 abläuft.

3. Ungeachtet der vorstehenden Bestimmungen kann die Völkerbundsversammlung jederzeit mit Zweidrittelsmehrheit beschließen, daß in Anwendung des Art. 4 der Satzungen zu einer Neuwahl aller nichtständigen Mitglieder des Rates geschritten wird. In einem solchen Fall ist es Sache der Völkerbundsversammlung, die für diese Neuwahl geltenden Regeln festzusetzen.

4. Die Zahl der nichtständigen Mitglieder wird auf neun erhöht.

5. Damit das vorstehende System in Kraft treten kann, werden in der nächsten Völkerbundsversammlung so schnell als möglich neun Mitglieder gewählt. Drei von ihnen werden auf eine Dauer von drei Jahren, drei für eine Dauer von zwei Jahren und drei auf die Dauer eines Jahres gewählt."

Das Referendum gegen das Bundesgesetz über den Automobil- und Fahrradverkehr ist mit 93 090 Unterschriften zustande gekommen; das Gesetz muß somit zur Volksabstimmung gelangen.

### Ausland.

Politische Geschehnisse von großer Tragweite folgen sich Schlag auf Schlag. Der Flaggenstreit in Deutschland brachte die Regierungskrise und forderte ein Opfer in der Person des Reichskanzlers Dr. Luther. Nachdem mehrere Kandidaturen versagt hatten, gelangte Dr. März als Reichskanzler ans Ruder. Noch vor Pfingsten soll die Regierungserklärung des von ihm gebildeten neuen Kabinetts, das nur wenig vom alten abweicht, die Billigung des Reichstages erhalten. Rechtsradikale Putschversuche, die in den letzten Tagen entdeckt wurden, tragen dazu bei, die politische Lage zu verschärfen.

In England wurde die Generalstreikordre von der Leitung der Trade Unions nach zehntägiger Dauer zurückgezogen. Die Regierung hat damit einen Sieg errungen. Allein, nur allmählig flauen die Streiks der einzelnen Arbeiterorganisationen ab. Bergleute, Eisenbahner, Dockarbeiter wollen die Arbeit nur gegen gewisse Garantien wieder aufnehmen. Es wird noch einige Zeit erfordern, bis das aus dem Geleise geratene Räderwerk des wirtschaftlichen Lebens wieder normal läuft. Die Folgen der Generalstreiktage lasten schwer auf allen beteiligten Gruppen. Sowjetrußland zeigt unverhohlen seine Enttäuschung über die Unzugänglichkeit der streikenden englischen Arbeiterschaft für internationale kommunistische Projekte.

In Polen hat eine Militärrevolte unter der Führung des Marschalls Pilsudski, des gewesenen ersten Staatspräsidenten der jungen polnischen Republik, das als reaktionär verdächtige Kabinett Witos abgesetzt und dem Land eine demokratische Regierung gegeben. Die gefürchtete fascistische Diktatur wurde auf diese Weise durch eine Gegendiktatur demokratisch gesinnter Kreise bekämpft. Ob der Sieg der demokratischen Idee, der durch illegales Vorgehen erreicht wurde, auf die Dauer anhalten wird, bleibt abzuwarten.

Ueber den Norpol flogen in rascher Folge Flugzeug und Luftschiff. Amerikaner, Norweger und Italiener haben aus eisiger Höhe auf eisstarrendes Polgebiet die Flaggen niedergelassen und so im Namen ihrer Staaten Besitz ergriffen, ob von Wasser oder Land, keiner weiß es bestimmt zu sagen! Auf die wissenschaftlichen Ergebnisse der Forscherfahrt der „Norge" darf man gespannt sein. J. M.

## Der heilige Geist.

Das ursprüngliche Christentum hat ein Geheimnis. Das ist der Geist, der heilige Geist, der Geist der Pfingsten. Jedes Wort der Pfingstgeschichte weist auf dieses Geheimnis hin: ein Brausen vom Himmel erfüllt das Haus, worin die Jünger sitzen, Feuerflammen setzen sich auf sie, es kommt das Reden in fremden Zungen. Und die Wirkung auf die Anwesenden? Bestürzung, Entsetzen, Irrewerden, Fragen: was soll da werden? Gelächter: sie sind voll süßen Weines! Aber auch dieser Spott ist in seiner Weise eine Bezeugung der ungeheuerlichen, befremdenden Tatsache.

Was sollen wir mit diesem Berichte anfangen? Geht es uns nicht wie bei der Ostergeschichte: alle unsere Gedanken und Begriffe werden gesprengt? Jedenfalls mit dem, was wir „Geist" nennen, hat dieser Geist nichts zu tun. Geist nennen wir etwas Feines, Zartes, von dem wir in stillen, nach innen gewandten Worten zu reden gewohnt sind. Hier aber ist der Geist eine Macht, etwas gewaltig und gewaltsam von außen und von oben wie ein Eroberer Hereinbrechendes. Geist ist uns etwas Inwendiges und Verborgenes, eine Gesinnung, etwas, das unser Herz durchzieht, unsere Vernunft durchwaltet. Hier aber wird der Geist sehr sichtbar, in höchst sinnenfälliger Weise bewegt und erschüttert er die von ihm Ergriffenen. Es ist, als ob uns von Anfang an ausdrücklich verwehrt werden sollte, unseren eigenen Geist, auch unseren guten, edlen und frommen Geist zu verwechseln mit diesem, dem heiligen Geist. Der heilige Geist ist anders als aller Menschen Geist. Er ist ein besonderes, eigenes, mächtiges Wesen für sich. Aber gerade daß dieses besondere, mächtige Wesen von außen und von oben über sie kam, das machte die ersten Christen zu dem, was sie waren. Ist dieser, der heilige Geist da, so ist alles da, fehlt der heilige Geist, dann fehlt alles. Haben wir den heiligen Geist? das ist seitdem als die eine, große, alles entscheidende Frage vor uns aufgerichtet.

Aber was ist der heilige Geist? Wir denken daran, daß man gewöhnlich von einem Christen verlangt, er müsse fromme Erfahrungen und Erlebnisse gemacht haben, um für voll zu gelten. Ach, daran hat es den ersten Christen wahrlich nicht gefehlt. Haben die Apostel nicht die gewaltigsten Glaubenserfahrungen hinter sich, die Menschen jemals machen durften? Sie waren Zeugen jener unvergeßlichen Tage, da Jesus Chistus auf Erden wandelte. Sie waren bei ihm, mit ihm, um ihn. Aber das alles hat offenbar noch nicht genügt. Sonst hätten sie nicht noch auf etwas anderes warten müssen. Dieses ganz Andere ist der heilige Geist. Das mag uns seltsam erscheinen. Es liegt eine Enttäuschung darin für alle, die auf allerhand wahre und tiefe Glaubenserlebnisse hinweisen können. Das Christentum der ersten Christen ist offenbar noch etwas anderes gewesen als eine Reihe tiefer, innerer Erfahrungen und Erlebnisse edler Seelen. Mit alledem ist man noch nicht notwendig beim heiligen Geist. Es liegt aber auch ein Trost in dieser Erkenntnis für alle unter uns, die keine besonderen frommen Erlebnisse aufweisen können, für die sogenannten Weltkinder und Ungläubigen, die Schwachen im Glauben, für die zahllosen Männer und Frauen unseres Volkes, die in der harten Fron der Arbeit und Sorgen dumpf und gedrungen ihren Weg gehen und die feineren Empfindungen, die religiösen Erfahrungen und Erlebnisse der frommen Kreise nur vom Hörensagen kennen. Sie dürfen sich ruhig sagen: es kommt offenbar gar nicht so sehr darauf an. Es kommt auf etwas ganz anderes an. Und diesem anderen gegenüber steht der sogenannte Fromme unter Umständen gar nicht besser da als das Weltkind. Dem heiligen Geist gegenüber bleiben auch den Menschen mit den tiefsten und frommsten Erlebnissen nichts anderes übrig als — demütig zu warten. Da haben auch die sogenannten Christen keinen Vorzug vor denen, die in Mühsal und Verkehrtheit der Welt leben. Da zeigt sich die große Gleichheit, in die die Menschen sofort rücken, sobald das wirklich und endgültig Entscheidende und Wichtige in Frage kommt.

Weiter: nach der gewöhnlichen Meinung kommt alles darauf an, daß man über die wahren und richtigen Gedanken über Gott und Welt und Mensch verfüge. Fehlte es etwa den ersten Christen daran? Davon kann keine Rede sein. Wären es die richtigen Gedanken, die hohe Moral, die wahre Lebensweisheit, die entscheiden, wer hätte gerüsteter dagestanden als die Jünger Jesu, die eben von der Bergpredigt und den Gleichnissen herkamen? Wir wollen nicht gering denken von dem Wert wahrer Einsichten und Gedanken, aber der heilige Geist ist noch etwas anderes. Wieder liegt darin eine Enttäuschung für unser wissensstolzes Christentum mit seinem Heer von gelehrten Theologen und vielwissenden Praktikern. Das wird die beste Theologie sein, die weiß, daß es schließlich auch auf die mehr oder weniger richtigen theologischen Aufstellungen nicht ankommt, sondern — nun eben den heiligen Geist! Gerade aus dem Neuen Testament tritt es uns ja immer wieder entgegen, daß die Armen im Geist, die mit den verkehrten Ideen, mit den flachen und löcherigen Gedankensystemen dem Reiche des Vaters unter Umständen besonders nahe sind.

Der heilige Geist ist nicht der Geist menschlicher Weisheit oder die Kraft menschlichen Tuns, der heilige Geist ist der Geist Gottes selber. Und das Geheimnis des ursprünglichen Christentums besteht darin, daß es das gewußt hat: Gott hat seinen eigenen, freien, mächtigen und souveränen Geist. Das heißt aber nichts anderes: Gott ist wirklich Gott. Er ist der erste und der Letzte. Er kommt nie und nimmer in die Hände der Menschen. Oder wäre das noch Gott, der abhängig wäre von menschlicher Gedankentiefe oder Erlebniskraft, der also nicht auch da Gott wäre, sich als Gott erweisen könnte, wo auf Seite des Menschen

### Feuilleton.

## Das heilige Brot.

Von Arthur Manuel.

Im Vorgärtchen lag ein Stück Brot, mitten auf einem Streifen grünen Rasens. Es war Frühlingsgras, duftig und zart, kein Kind hätte gewagt, auch nur mit einem bloßen Fuße darauf zu treten, aus Respekt vor dem Gras. Kinder wachsen selbst und sind allem Wachstum verwandt. Ein Pflänzlein ist in ihnen, Seele genannt, das hat zwei Augen, glashell und rein, und wenn man hinabsehen könnte, so gewahrte man in der Tiefe vielleicht eine Schlüsselblume oder eine sich eben entfaltende weißkeusche Primel. So sind die Kinder, tief innen. Im Frühling. Ich weiß das, weil ich selber ein Kind bin. Wenigstens jetzt, in der heiligen Zeit des wachsenden Grases. Da bin ich ganz Auge, bereit für das Wunder. Und Wunder ist überall: auf den zarten Spitzen des glitzernden jungen Rasens, im hellen Tauglanz der Primel, im Wiegen der doldigen Glockenblume. Und wenn ich neugeboren würde und diese Erde das Paradies, dann zöge ich jetzt die Schuhe aus, ginge hinab in den Garten und beugte mich über das Grün. Dort, nach jenem Stück Brot. Viele haben es gesehen, jenes Stück Brot. Denn das Brot liegt im Rasen und der Rasen ganz nahe bei der Straße, der Straße, die zur Kirche hinaufführt. Ach, die große Kirche. So groß ist sie, daß ein ganzes Dorf in sie eingeht: alle ehrbaren erwachsenen Leute, sogar der Rößliwirt und der Herr Gemeindeammann samt Tochter und Frau. Zuerst kommt die Tochter, dann die Frau, denn mit der Tochter ist noch immer etwas zu verdienen, zum mindesten ein Bauerngut, die Frau aber hat bereits mit dem Doktor zu tun. Die Tochter geht dem Gemeindeammann voran, etwas unziemlich, nicht ganz ihrer Art gemäß, ganz in Schwarz, der Ammann aber geht neben seiner Alten und überdenkt, wie er in der großen Kirche jetzt dann das heilige Brot austeilen wird, zu welchem Dienst ihn die Ehre der Frommen bestimmt, denn daß ein Gemeindeammann auch Kirchenpfleger ist, versteht sich in Gottlieben noch immer von selbst. „Also kurz nach dem Amen. Rechts der Schreiber, links der Armenpfleger, vorn am Taufstein der Pfarrer, ich der Gemeindeammann aber in der Mitte, den Rücken nach hinten. Wenn der Pfarrer das Brot gelegnet hat, dann ergreife ich den silbernen Teller, drehe mich der andächtigen Gemeinde zu, steige ganz langsam und in angemessener Würde die beiden Chorstufen hinab und beginne das Brot auszuteilen, nach rechts hin, hinter mir der Pfarrer, nach links . . . ."

So denkt er, und läuft an meinem Vorgärtchen vorüber. Und hinter ihm, in angemessener Distanz, kommt der Herr Armenpfleger, aufrecht und sicher. Und also tut er desgleichen: er läuft an meinem Vorgärtchen vorüber. Zuletzt kommt der Herr Schreiber — schon lange hat es angeläutet, oben im Turm — der geht nicht, sondern er läuft, läuft was er kann, denn keiner ist hinter ihm, der ihm in den flatternden Rockschoß fällt: ei, ei, warum so spät, Herr Gevatter? Was geht das dich an? Ich bin meinde und die Gesetze der Gemeinde verlangen doch der Schreiber; ich schreibe die Gesetze der Gemeinen Mann, vom Scheitel zur Sohle. Da ist das neue Wasserwerk mit seiner Kostenberechnung und am Sonntag nach Pfingsten das große Schützenfest, von dem auch er, der Herr Schreiber profitiert: er schreibt das Ehrendiplom, zehn Franken die Rundschrift. „Botz donnerwetter! jetzt hat das Läuten schon aufgehört!" Er saust um die Ecke, an meinem Gärtchen vorbei. Kein Mensch hat's gesehn. Nur ich und das Stück Brot, wir beiden — liegen abseits.

Eigentlich wäre jetzt der Moment, in das Gärtchen zu gehen und wenigstens zu sehen, was es da für eine Bewandtnis hat, mit jenem Stück Brot. Sicher ist es nicht aus dem Boden gewachsen. So bequem macht es der Herrgott seinen Kindern doch nicht. „Wer es nicht verdient im Schweiße seines Angesichtes, der . . . .". Aber: es gibt halt immer noch den einen oder andern, der hat des Brotes zu viel, und oft: wer es am meisten nötig hat, der veracht' es am ehesten. Item: das Stück Brot ist nicht aus dem Boden gewachsen. Es hat es einer angebissen und dann über den Zaun in mein Gärtchen geworfen. Schon lang: zwei oder drei Tage. Einmal hat einer über den Lattenhag geguckt, um sich still und eilig zu verziehn; ein Wanderbursch hat mit einem Stock darnach gestochen, aber der Stock war zu kurz. Aber sowohl der Wanderbursch wie auch der „andere" waren nicht aus dem Dorf. Von den Einheimischen hat es sicher nur der Lehrer gesehen, der ja täglich viermal, grad wie ein Lineal, an meinem Gärtchen vorüber muß, aber erstens schickt es sich nicht in anderer Leute Besitztum, nach „ungehobenen Schätzen zu graben" — denn mein altes Schulmeisterlein ist auch ein alter Poet — und zweitens besteht der Beruf eines ehrbaren Landerziehers vor allem darin: niemandem ein Aergernis zu geben, denn „wehe dem Menschen, durch welchen ein Aergernis kommt!" Wo ein Aergernis aber am Wege liegt, wie zum Beispiel dieses Stück Brot, da achtet's man nicht. Denn ein Stück Brot kann ja nicht reden, meint der Herr Lehrer . . . .

Nun aber redet es doch.

Also: ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende. Ich bin die Kraft und das Licht, die Sonne, der Mond und die Sterne. Alle Kräfte, Himmels und der Erde, haben an meinem schwachen armseligen Leibe gewirkt. Ich kam unter die Menschen. Aber siehe da, einer unter den Menschen nahm mich nicht an. Ich war ihm zu wenig schmackhaft. Also fort, über den Zaun . . . Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende. Keiner hat mich jemals erkannt; ausgenommen der eine, des Menschen Sohn. Ging er nicht eben vorüber? Er stand am Hag, blickte durch den Zaun, lächelte ein bischen, schwermütig und traurig, und zog seines Wegs. Ich aber bleibe, was ich bin. Ein Stück Brot, ein Stück Erde, Himmel und Welt. Siehe, ich verfaule, werde begraben und — doch tausendfach auferstehen. Ich bin ein Teil der einen ewigen Kraft, ich wirke in Feldern, Wiesen und Wäldern, in Vögeln, Fischen und auf dem Meer. Meine Wirkung und Wandlung ist unermeßlich. Ich bin der Leib Gottes . . . .

Also dachte das Brot.

Niemand sah es, wie es so dachte. Es dachte, wie alle großen Denker, einzig für sich selbst, zu niemandes Leid. Der Pfarrer, in der Kirche zu Gottlieben, dachte an des Herrn Jesu Christi Leib, der Gemeindeammann, in der Kirche zu Gottlieben, wie er diesen Leib richtig verwalte, der Armenpfleger, in der Kirche zu Gottlieben, wie gut es sei, daß dieser brotbenannte Leib so wenig koste, der Schreiber, in der Kirche zu Gottlieben, in wie viele Teile dieser Leib Christi zerteilt . .

Die Kirche zu Gottlieben hatte sich längst wieder entleert. Straßauf, straßab kein Mensch. Das Dorf, Gemeindeammann, Pfleger und Schreiber, saß hin-

nichts ist als Sünde und Tod, völlige, gänzliche Leere und Oede und Dürre? Wäre das Gott, der nicht, wenn er seinen Geist wehen läßt, alle Hindernisse durchschlagend Leben wecken kann, auch aus dem Felde voll Totengebein? Von diesem Gott redet Pfingsten. Gefangengenommen wird hier der Mensch von diesem Geist, der Mensch wie er ist, der Mensch, der Gott widersteht bis aufs äußerste, der Mensch, der Christus ans Kreuz geschlagen hat; so sehr wird er gefangen genommen, daß er nun den Sieg verkündigen muß eben dieses Christus und seines Gottes, dem er immer wieder bis zum äußersten widersteht. Die ganze Kraft des ursprünglichen Christentums liegt darin, daß es diesen Gott hatte, der so ganz und gar Gott ist, Gott der Herr, der König. Auch da, wo er in seiner unbegreiflichen Barmherzigkeit sich zum Menschen herniederneigt, bleibt er dieser Herr und König. Gerade dieses Sichherniederneigen ist die Tat seiner eigensten, königlichen Freiheit, das was wir am wenigsten erwarten und berechnen und begreifen können. Er begibt sich nie in unsere Gewalt. Er hat immer uns in seiner Gewalt, hat uns in seiner Gewalt auch da, wo wir ganz und gar ferne sind von ihm, in Sünde und Tod, ja da am allermeisten.

Was sollen wir dazu sagen? Liegt nicht die ganze Hoffnung für uns und für die Welt darin, daß dieser Gott ist und lebt? Wenn wir überhaupt an einen Gott glauben wollen, glauben können, kann es ein anderer Gott sein als dieser Gott, der das Tote lebendig macht? Aber das soll kein Versuch sein, jemanden zum Glauben zu überreden. Wir können einander nicht dazu überreden mit menschlichen Gründen und Worten. Nur Gott selber kann uns zu sich überreden. Eben das sagt uns ja Pfingsten. Er kann und er will seinen Geist geben, und dann werden auch wir so seltsam ungläubigen, zweifelnden und widerstrebenden Kinder unserer modernen Zeit gefangengenommen, durch Gott für Gott gefangengenommen. Es ist mir, die Welt warte gerade heute auf nichts anderes als auf diese gewaltige Gefangennahme durch den lebendigen Gott. Das Land dürstet. Geben wir doch zu, daß wir Dürstende sind! Es ist keine alte Geschichte, die Pfingstgeschichte. Deutlicher als je steht es vor unsern Augen: Gott muß seinen Geist ausgießen, er muß uns aufs neue sagen, wer er ist, und wohin wir gehören. Aber auch das ist heute so wahr wie je und je, daß er es tun will und wird. Er will das dürstende Land tränken. Es ist nur ein Schritt von uns zu Pfingsten, sobald wir es wieder hören, wirklich hören, hören als das Wort, das von Gott selber zu uns kommt, wirklich zu uns kommt, hinein in die Dürre unseres jetzigen Lebens, unserer jetzigen Zeit: Ich will meinen Geist ausgießen über alles Fleisch!

Eduard Thurneysen.

## Neues aus dem Thurgau.

Am 10. Mai versammelten sich in Weinfelden beinahe 100 Thurgauerinnen, Vertreterinnen von Vereinen die Privatpersonen, um Beschlüsse zu fassen, die für die fernere Entwicklung der Frauentätigkeit im Thurgau von großer Bedeutung werden können. Die Tagespräsidentin, Frau Etter-Egloff, war selbst überrascht, daß dem ersten Rufe der Initiantinnen so zahlreich Folge geleistet worden ist. Ein gutes Omen für den Zweck der Konferenz: der Gründung eines Verbandes thurg. Frauenvereine.

An vielen Beispielen aus den letzten Jahren veranschaulichte die Referentin, Frau Glaettli aus Zürich, wie es die Schweizerinnen anderer Kantone längst als Mangel empfunden haben, daß im Thurgau keine Zentralstelle vorhanden war, an die man sich besonders in schweizerischen Angelegenheiten hätte wenden können. Welche Mühe verursachte letztes Jahr die Durchführung der Heimarbeitsenquete, wie umständlich war die Bildung einer kantonalen Kommission für die geplante schweiz. Ausstellung für Frauenarbeit. Doch nicht nur um den Kontakt mit der übrigen schweizerischen Frauenwelt herzustellen, wäre ein Zusammenschluß erwünscht, er ist wohl ebenso unentbehrlich für die thurgauischen Frauen unter sich. Gegenseitige Erfahrungen und Anregungen auszutauschen gibt immer wieder Mut zur Weiterarbeit, und die Frauen eines jeden Kantons haben die Lösung gewisser Aufgaben gemeinsam anhand zu nehmen. In der lebhaft einsetzenden, nur zustimmenden Diskussion wurde bereits vom Postulat der obligatorischen Fortbildungsschule gesprochen und auch die kant. Arbeitsschulinspektorin erklärte, wie oft sie schon ein Forum vermißt habe, vor dem gewisse Neuerungen auf ihrem Gebiete hätten erklärt werden können. Einstimmig wurde folgende Resolution gefaßt: „Die in Weinfelden versammelten Vertreterinnen thurg. Frauenvereine haben beschlossen, die Gründung eines „Verbandes thurg. Frauenvereine" anhand zu nehmen zur Behandlung wichtiger Fragen sozialer Natur und zur gemeinsamen Ausführung von Unternehmungen, die im Interesse der Frauenwelt und der allgemeinen Wohlfahrt liegen und die die Leistungsfähigkeit eines einzelnen Vereins übersteigen." Einstimmig wurde Frau Etter-Egloff als Präsidentin gewählt, sowie ein provisorisches Komitee zur Erledigung der nötigen Vorarbeiten zur endgültigen Konstituierung.

Die seltene Gelegenheit benützend, zu so vielen Thurgauerinnen, die in der sozialen Arbeit stehen, sprechen zu können, berichtete Frl. Walder im heimeligen Dialekt über die Entwicklung der weibl. Berufsberatung während der letzten vier Jahre. Dank der vortrefflichen Amtsführung von Frl. Walder ist die Arbeit an einem Punkte angelangt, wo vermehrte Kräfte fachlicher und finanzieller Natur vonnöten geworden sind. Leider könne die Regierung nicht mehr Mittel als wie bisher dieser Stelle zuwenden und man finde, daß es an den Frauen wäre, die weibl. Berufsberatungsstelle zu unterstützen! Auf jeden Fall ist die Situation derart, daß es heiße: Abbau oder Hilfe von privater Seite. Mit Wärme und Lebhaftigkeit sind die Frauen zu ihrer im ganzen Kanton geschätzten Berufsberaterin gestanden und aus allen Roten ging das Eine klar hervor, daß von einem Abbau keine Rede sein könne! Und als eine erste Aufgabe wurde dem jungen kantonalen Bunde die Sorge für die Erhaltung und den Ausbau der weibl. Berufsberatung in die Wiege gelegt. Möge es ihm gelingen, Mittel und Wege zu finden, damit das schöne Werk nicht durch materielle Sorgen an seiner Entwicklung gehindert werde.

Für die Berichterstatterin war es interessant zu hören, daß auch die Thurgauerinnen eine hauswirtschaftliche Prüfung erstmals durchgeführt haben und daß die Regierung die nötigen Mittel zur Verfügung stellt, obwohl auch hier (wie kürzlich aus dem Kanton Zürich gemeldet wurde) die Hauswirtschaft nicht als Beruf gewertet und deshalb nicht unter die Berufslehren und Berufsprüfungen „genommen" werden könne. So erfreulich das Verständnis der Behörden für diese neue Einrichtung ist, so hat es insoweit einen gewissen Nachteil, als nur Mädchen zur Prüfung zugelassen werden, für deren Dienstlehrjahr ein Lehrvertrag abgeschlossen worden ist und die im Kanton wohnen. Nun weiß man aber an allen Orten, wo man sich mit Hausdienstplazierungen befaßt, daß die Hausfrauen noch eine große Abneigung gegen das Unterzeichnen eines Lehrvertrages haben, daß man aber bei dem Mangel an guten Lehrstellen meist froh ist, überhaupt ein Mädchen gut unterbringen zu können. Auch auf diesem Gebiete wird Aufklärung Besserung und Verständigung bringen und auch dies wird eine Aufgabe des kant. Verbandes sein. So drängten sich die Gedanken und Anregungen schon bei der ersten Aussprache und in hoffnungsfreudiger Stimmung, mit der Gewißheit, daß viel guter Wille zur Lösung gemeinsamer Aufgaben in Stadt und Land vorhanden ist, gingen die Frauen heimzu — dem Frauenverein Weinfelden und dessen Präsidentin herzlich dankend für die gehaltvolle Tagung.

Dem Verbande thurgauischer Frauenvereine ein herzliches Glückauf!

S. G.

## Die freie Hausbrennerei und der neueste Entwurf zur Alkoholgesetzgebung.

Aus der letzten Sitzung der nationalrätlichen Kommission in Spiez ist der Revisionsentwurf recht zerzaust hervorgegangen; der arme Vogel hat seine letzten Schmuckfedern lassen müssen. Die Bauern hatten erst in letzter Stunde ihre Forderungen eingegeben, von denen die wichtigsten sind, daß die Neuerstellung von Hausbrennereien erlaubt sein solle, und daß bestehende Hausbrennereien nur auf dem Wege freiwilliger Uebereinkunft aufgehoben werden können. Diesen Forderungen ist im neuen Entwurf Gehör gegeben worden. Man wird also gegen die schlimmste Form des Alkoholismus: den durch den Schnaps der Hausbrennereien erzeugten, nur dann einschreiten können, wenn diese den Bauern nicht mehr rentieren. Denn nachdem man sich nun einmal von allen Seiten nur auf die Geldinteressen eingestellt hat, wird niemand erwarten, daß der einzelne Bauer allein auf einmal das allgemeine Wohl zur Richtschnur seines Schnapsbrennens oder — nichtbrennens machen werde. Die Neuanschaffung von Brennaparaten will man allerdings nur dann erlauben, „wenn das Bedürfnis nachgewiesen ist". Was das heißt, weiß jeder, der die Handhabung solcher Maßstäbe ohne Ende kennt; man denke nur an die vielen „Bedürfnisse, die bei uns an gewissen Orten die Errichtung einer Wirtschaft auf 20 Familienbringend fordern — kurz, ausschlaggebend wird eben das Geldbedürfnis des Bauern oder Großbrenners sein, der um die Erlaubnis einkommt. Man vertröstet uns damit, daß das Brennen in den fahrbaren Brennereien der Genossenschaften sich als billiger herausstellen werde als im eigenen Haushalt. Wenn das richtig ist, warum hat der Bauer es nicht jetzt schon getan? Und wenn die Genossenschaft ihren Schnaps hoch versteuern muß, wie vorgesehen, dann wird der Bauer auch den etwas teurer fabrizierten Stoff doch noch mit mehr Gewinn absetzen, als wenn er an die Genossenschaft geht. Er wird ihn einfach aus dem eigenen Haushalte h e r a u s s c h m u g g e l n. Man macht überall ein großes Geschrei mit den moralischen und fiskalischen Nachteilen der Prohibition, weil sie den Schmuggel befördere, und nun will man nicht nur Gelegenheit zum Schmuggel für Einige geben, sondern man will jeden unserer Bauern dazu verführen, — ja — und wenn er der Konkurrenz standhalten will, ihn geradezu zwingen, zu schmuggeln. — Werden die Räte, denen der Entwurf nun vorgelegt wird, die Kraft aufbringen, etwas Rechtes zu schaffen? Wir hoffen es immer noch; wenn man aber dazu nicht mehr fähig ist, so erkläre man eben seine Kapitulation vor dem Brennhafen und streue niemand Sand in die Augen.

Man meint auch, durch Verteuerung des Branntweins den Konsum zu vermindern. Was diese Maßregel nützt, solange die Hausbrennereien gestattet sind, haben wir am bestehenden Gesetz erfahren: Je teurer der Schnaps, um so rentabler die Fabrikation; je rentabler die Fabrikation, um so mehr wird gebrannt; und je mehr gebrannt wird, um so raffinierter organisiert man die Verführung zum Trinken. Wieviel einfacher lag die Sache vor den Männern von 1885! Die wollten vor allem ein Gesetz schaffen, das das Vaterland von der Schnapspest befreie! Kann man sich denn heute nicht mehr dazu aufraffen, die Gesundheit des Volkes den bloßen Geldinteressen — und dann erst noch mißverstandenen Geldinteressen! — einzelner Klassen voranzustellen?

## Erziehungstage in Neuenburg und Lausanne.

Die K o m m i s s i o n f ü r n a t i o n a l e E r z i e h u n g des Bundes Schweiz. Frauenvereine hat auf ihrer letzten Sitzung in Lausanne beschlossen, die Durchführung eines „Jugendtages für Erziehung" in N e u e n b u r g (zum erstenmal) und zwei solcher Tage wie gewohnt in L a u s a n n e, letztere voraussichtlich Ende Februar 1927 abzuhalten. Für Neuenburg wird auch auf einen starken Zuzug aus dem Berner Jura und aus dem Freiburgischen gerechnet; das Thema wird in seinen großen Zügen ungefähr so lauten: „Das Kleinkind als Mittelpunkt des Interesses in der Erziehung und die Heranbildung der Erzieherin. „Den Lausanner Tagen wird folgender Leitgedanke zugrunde liegen: „Hilfskräfte bei der Erziehung" (gemeinsame Arbeit, Familie, Spiel und Vergnügen; Religion). Pro Juventute und in Neuenburg auch die „Société pédagogique" haben ihre Mitwirkung zugesagt.

## Die abstinenten Frauen zu den Spiezer Abänderungsvorschlägen der Alkoholgesetzgebung.

Die abstinenten Frauen haben auf ihrer Delegiertenversammlung in Olten vom 11. Mai mit großer Enttäuschung von der neuerlichen Verschlimmbesserung der Alkoholvorlage Kenntnis genommen, wie sie aus den jüngsten Verhandlungen der eidgenössischen Alkoholkommission in Spiez hervorgegangen ist. (Das nähere darüber finden unsere Leserinnen an anderer Stelle.) Die abstinenten Frauen faßten folgende R e s o l u t i o n:

In ihrer Delegiertenversammlung erklärten sich die abstinenten Frauen der deutschen Schweiz (ca. 1600 Mitglieder in 20 Gruppen) e n t t ä u s c h t von dem Geiste, der aus den neuen Abänderungsvorschlägen zur Revision der Alkoholgesetzgebung spricht. Sie erhoffen von dieser Vorlage einen wirklichen Fortschritt nur dann, wenn in den eidgenössischen Räten diejenigen die Oberhand gewinnen, denen die körperliche und seelische Gesundheit unseres Volkes höher steht, als wirtschaftliche Interessen.

## Was ist „Rotary"?

Die Wiege dieser Bewegung stand in Amerika und hat sich über dem Kontinent ausgebreitet unter dem Sammelbegriff „Rotary International". Die Grundidee von Rotary ist Dienen, um zu nützen. Die Mitglieder setzen sich aus allen Berufen zusammen und ihre Devise ist: „Service above self", d. i. „Der Dienst stehe höher als Dein Ich". In seiner Familie und durch Selbsterziehung soll der Rotarier seine Grundsätze zuerst in die Tat umsetzen. Die Pflicht des Dienens verlangt von ihm, stets bereit zu sein, der Allgemeinheit zu nützen — die Parole muß sein: leben und dem Nächsten helfen zu leben.

Eine veredelte Auffassung des geschäftlichen Lebens soll zur Hebung der Geschäftsmoral beitragen, deshalb wird absolute Fairheit im geschäftlichen Leben gefordert.

Das Vertrauen von Mensch zu Mensch und damit das Vertrauen aller untereinander muß gepflegt werden und endlich zur Völkerverständigung führen an Stelle des Völkerhasses. Rotary sucht bei Förderung vaterländischer Ziele den Chauvinismus zu bekämpfen und für den Weltfrieden zu wirken.

Es bestehen Rotary-Clubs in England, Frankreich, Italien, Oesterreich, Spanien, der Tschechoslowakei und auch bei uns in der Schweiz.

Kürzlich nun — am 1. und 2. Mai — hat in L u z e r n die erste schweizerische Rotary-Tagung, die Distriktskonferenz der schweiz. Rotary-Clubs (bis jetzt bestehen deren 6) stattgefunden. Auch Vertreter aus andern Ländern, in welchen die Rotary-Bewegung Eingang gefunden hat, waren zugegen. Besonders war die Versammlung auch von vielen Frauen besucht und es wurde darauf hingewiesen, daß Frauen zuerst dem Begriffe „Dienen" die beglückende und wahrhaft verklärende Bedeutung beigelegt haben.

Möchten die schönen Ideale dieser Bewegung zur wirksamen Tat werden und einen Beitrag zum Gebäude einer besseren Zukunft liefern. Möchten ähnliche Bestrebungen Rotary die Bruderhand reichen.

F. J.

## Ein Ferienheim für unsere jungen Mädchen.

Das Ferienheim B e a t e n b e r g für schulentlassene junge Mädchen, die pekuniär nicht in der Lage sind, sich teure Ferien zu leisten, ist auf 15. Mai wieder eröffnet worden. Das Ferienheim wird auf gemeinnütziger Grundlage betrieben und soll eine Lücke in der Fürsorge für die weibliche Jugend ausfüllen, indem es jungen, unbemittelten Mädchen — Lehrmädchen der verschiedenen Berufe, kaufmännischen Angestellten usf. — zu einem billigen Ferienaufenthalt unter Aufsicht verhelfen will.

Der gute Erfolg des bescheidenen Versuches vom letzten Jahre hat das Initiativkomitee ermutigt, das Unternehmen auch dies Jahr weiterzuführen, und so ist denn in schönster Lage des Beatenberg — ca. 1200 Meter hoch — etwas unterhalb des Amisbühl ein Haus gemietet worden, das in 9 Zimmern bequem 12—15 jungen Mädchen Raum bietet. Vier große, gedeckte und eine offene Laube gestatten den Aufenthalt im Freien bei fast jeder Witterung. Fünf Minuten vom Hause beginnt wundervoller, beerenreicher Tannenwald — ein paar Schritte aufwärts ist man auf sonnigen Alpweiden mit herrlicher Aussicht auf Seen und Berge — all dies etwas abseits vom großen Fremdenstrom und hoch über allem Weltgetriebe. Wo könnte ein junges Menschenkind besser geistige und körperliche Frische und Spannkraft sich wieder holen, als hier oben in Ruhe und Schönheit der Natur und frohem, anregendem Zusammenleben mit Altersgenossinnen! Trotz dem bescheidenen Pensionspreis von Fr. 3.50 ist die Verpflegung doch gut und reichlich, und wir hoffen, diesen Sommer — das Heim bleibt bis 15. September geöffnet — recht vielen jungen Mädchen schöne und genußreiche Ferientage verschaffen zu können. Jede gewünschte Auskunft erteilt bereitwilligst Frau A. Rasmussen, Spitalackerstraße 63, Bern, oder das Bezirkssekretariat pro Juventute, Gerechtigkeitsgasse 58, Bern, wo auch Anmeldungen entgegengenommen werden.

## Erfreuliches aus dem bernischen Blindenwesen.

Der Monat April dieses Jahres ist für das bernische Blindenwesen ein recht bedeutungsvoller geworden. Er hat ihm die längst ersehnte Vereinigung der beiden bernischen Blindenwerkstätten: „Schweizerische Blindenerwerbsgenossenschaft in Bern und Blindenwerkstätten von Spiez gebracht. Wer die Geschichte des bernischen Blindenwesens kennt, wird ermessen können, was dieser Schritt für das bernische Blindengewerbe zu bedeuten hat. Im Jahre 1893 hatte der bernische Blindenfürsorgeverein, der sich die Fürsorge für die erwachsenen Blinden des Kantons Bern zur Aufgabe gemacht hat, seine Blindenwerkstätten an der Neufeldstraße in Bern eingerichtet. 1910 baute die Blindenanstalt Köniz (nunmehr Spiez) ihre Lehrwerkstätten, welche sie ihrer bis dahin reinen Erziehungsanstalt angegliedert hatte, zu einem eigenen Geschäfte aus. Und endlich entstand im Jahre 1915, als eine Gründung, welche von Blinden ins Leben gerufen war, in Bern die schweizerische Blindenerwerbsgenossenschaft. Diese Dreispurigkeit dauerte 4 Jahre. 1919 trat der bernische Blindenfürsorgeverein seine Blindenwerkstätten käuflich an die schweizerische Blindenerwerbsgenossenschaft ab. So blieb denn noch die Doppelspurigkeit zwischen Bern und Spiez bestehen. Diese lästige Konkurrenz unter den Blinden, ein Unding sowohl

---

ter Schüsseln und Tischen, bei Suppe und Brot, ja auch Brot. Und das Brot ward zerteilt und gegessen, und was man nicht aß, das legte man zurück in die Körbe, und die Körbe wurden niemals leer; war das Brot alt, so fand sich unter der Türe ein Bettler; und der Bettler, wenn er „unverschämt" war, warf es in seinem göttlichen Zorn hoch über den Zaun . . . .

Eines Abends aber, es war um den heiligen Pfingsttag, lag ein solches Stück Brot in meinem Garten, wohl nun über den dritten Tag. Da, ums Eindämmern, flog vom Himmel eine Amsel, pickte einige Krumen mit ihrem goldenen Schnabel, breitete dann über den Rest, wie schützend, ihr warmes schwarzes Gefieder und lang. Bis tief hinein in die Nacht. Und niemand wußte warum.

Sie sang das Lob des verwandelten Brotes . . . .

## Sitten.

Von M a r g u e r i t e P a u r - U l r i c h.

Des Frühlings lichtes Gewebe liegt über dem Rhonetal. Blühende Obstbäume flechten ihre Aeste ineinander, junge Weiden und Erlen grünen dazwischen, gleich köstlichen Spitzen, über die Erde gebreitet. Vom festlich-hellen, funkelnden See herkommend, wo weiße Schwäne ziehen, und der Schnee von den Bergen silberne Schimmer auf die Wellen wirft, biegen wir ein in das Tal der Rhone. Der Glanz und strahlende Schmuck des welschen Landes weicht zurück vor dem Ernst der Berge, und noch brach liegender Aecker. Zwischen den blumigen Zweigen der Edelobstbäume blaut dunkel, tief und satt der Dunst und Duft des engen Tales. Aus blauer Tiefe türmen sich die markigen Felsen, die in großem Rhythmus geschwungenen Linien der Berge. Tief herab noch liegt der Schnee, eine scharf abgegrenzte, leuchtende Fläche über dem Blau-Dunkel der Hänge. Längs des Flusses, längs der staubigen Straße ziehen Pappel-Alleen durch das Tal. Einer neben dem andern, in ruhigem Ebenmaß, wandern die Bäume dahin, die hohen, die schlanken. Ueber all ihre aufwärts strebenden Aeste und Zweige ist ein dünner Schleier geworfen, ein grün-goldenes, braun-goldenes Gespinst fällt über die Krone und zeichnet sich als warmduftiger Goldton vor dem Blau der Ferne. Stundenlang begleiten sie uns, diese Pappel-Alleen, längs der staubig-weißen Straße. Klein und verloren ziehen Maultiergespanne dahin, müde von der ungewohnten Sonnenwärme, gezaust vom lauen Südwind. Auf grauen, trockenen Aeckern leuchtet da und dort ein rotes Kopftuch, blaue Schürzen, schwarze Kleider fügen sich in das stille Bild von Braun und Grau. Still und wohltuend, unendlich ruhig und von süßem Frühling ganz erfüllt, ist die Luft, ist der Raum. Mit innigem Behagen schweift das Auge über die Skala von gebrochenen Farben, da ist kein grelles Grün, kein lautes Gelb wie sie bei uns die Löwenzahnwiesen empor schmettern, kein Blenden, kein Funkeln, kein kreischender Ton. Ueber die fahlen, rötlich-sandigen Hänge der kahlen Reben, über dem, als einzige Helligkeit leuchtenden Schnee dehnt sich ein blasser, etwas verschleierter Himmel. In den Gärten lehnen violetter Flieder und roter Feuerbusch über graue Mauern, blühen in den Rabatten Goldlack und Tulpen. Und zwischen Himmel und Erde das Gespinst von blühenden, grünenden Zweigen, fein wie ein Wölklein, leicht wie ein zarter Rauch.

Nun sitzen wir auf dem Mont Tourbillon, in Sitten, auf der steinernen Treppe, am Eingang der zerfallenen Burg. Steil, steinig, heiß war der Aufstieg, frühlingsschwül die Luft, frühlingsschwer die Glieder. Der weiche Wind streichelt das kurze Gras, es wiegen sich die blauglockigen Anemonen, die behaarten Küchenschellen. Vor uns, hinter uns, lang hingezogen das Rhonetal; unter uns braune Dächer, enge Gassen der Stadt. Köstliche Düfte von Flieder und Glyzinien steigen in Schwaden zu uns auf, ein beladenes Grautier wiehert, in steilen Gassen wandern schwarz gekleidete Mädchen, mit schlicht gebogenem Hütchen und dunkler, eng anliegender Jacke. Die Zeit steht still, nichts drängt, nichts hastet, nichts jagt uns vorwärts. Kein Erinnern, kein Wünschen, kein Wollen. Frühling ist das eine und alle. Lenz ist der Herr der Stunde. Schauen, Empfinden das einzig wichtige.

Der brausende Simplon-Schnellzug bringt die feiertägliche Beschaulichkeit zum jähen Ende. Von drüben kommt, nach drüben rast er, dort und hier prunkt ein strahlender Lenz in heller Farbigkeit. Aber zwischen beiden, zwischen dem Hüben und Drüben, birgt er sich in die Falten der Berge, in den Tälern, in stiller unaufdringlicher Schlichtheit: der Frühling im Wallis.

## „Vorwärts müssen wir!"

Musikalische Plauderei von A n n a R o n e r.

Wenn Kunststile altern und absterben, wenn gewaltsam nach unbegangenen Pfaden gesucht wird, wenn Jeder, der das Ueberkommene verneint, sich keck als Genie gebärden kann, weil einstweilen jeder Maßstab für das Neue fehlt, — dann brechen über die Kunst jene Zwischenzeiten, jene Uebergangsstimmungen herein, die offenkundig zerstörungssüchtige „barbarische" Züge tragen.

Der junge Felix Mendelssohn berichtete 1831 aus Rom an den achtzigjährigen Goethe: „Einige deutsche Künstler erscheinen mit langen Haaren, Schnurrbärten, übergeklappten Hemdkragen auf altdeutschen Röcken, Tabakspfeifen und Bullenbeißern. Der großen Meister wegen und um Etwas zu lernen scheinen sie nicht nach Rom gekommen. Raphael dünkt ihnen schwach und Tizian bloß ein guter Kolorist." Goethe bemerkt hierüber zu Eckermann: „Riehbur hat recht gehabt, wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten drinne, denn worin besteht die Barbarei denn anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt?"

Die Vorstellung von diesem drohenden Kunstwirrwarr läßt Goethe nicht los. An Zelter schreibt er über Mendelssohn: „Für den ist nun weiter nicht zu sorgen, das schöne Schwimmwamms seines Talents wird ihn durch die Wogen und Brandungen der zu befürchtenden Barbarei hindurchführen."

Heute sind die „altdeutschen Röcke", jenes äußerliche Gedentum gewisser Romantiker vergessen; das „Schwimmwamms" hat aber Stich gehalten. Es war ja keine altmodische, keine klassizistische Jacke! Aber Mendelssohn fühlte sich weder im Gegensatz zur klassischen Vergangenheit, noch von ihr erdrückt.

Welchen Standpunkt sie auch einnehmen mag, zugeben muß die Gegenwart, daß auch sie wieder einmal „mitten drinne" sei. Viel tiefer „drinne", als die Romantik auf irgend einer ihrer Entwicklungsstufen. Diese durfte sich in ihren kühnsten Aeußerungen auf Beethoven berufen, der da und dort den Anstoß gegeben habe; („barbarische" Züge — in der Beurteilung Haydns und Mozarts beispielsweise — haben dem Gesamtbild allerdings nicht gefehlt). Was heute vor sich geht, läßt sich deshalb auch nicht vergleichen mit den hitzigen Fehden der Wagnerzeit. Wagners „Programm" war revolutionärer als sein Werk. Unbefangene Beurteiler, — die Zukünftler verschrieen sie allerdings als völlig im Alten, bezie-

für das Blindengewerbe, wie auch für das blindenfreundliche Publikum, welches dadurch verwirrt und ermüdet wurde, ist nun ebenfalls glücklich aus dem Wege geräumt worden.

„Die vereinigten Blindenwerkstätten Bern und Spiez" (mit Hauptsitz in Bern, Neufeldstraße 31, und Filiale in Spiez) vertreiben von nun an als alleinige bernische Blindenwerkstätte ihre wohlbekannten, in Qualität und Preis konkurrenzfähigen Bürstenwaren, Korb- und Sesselgeflechte.

Seit vielen Jahren schon war diese Fusion der bernischen Blindenwerkstätten angestrebt worden. Immer wieder scheiterten die Verhandlungen. Nun ist in kurzer Zeit , und dies vor allem dank der energischen Arbeit der Herren Dr. P. Flückiger und Notar W. Wehrli, die Vereinheitlichung im bernischen Blindengewerbe zur Tatsache geworden. Möge sie dem bernischen Blindenwesen zum Segen werden.

M. S.

## Wohin es führen könnte.

Wie die Korrespondenz Frauenpresse mitteilt, haben die kommunistischen Frauen Norwegens im dortigen Parlament einen Antrag eingebracht, wonach die eheliche oder uneheliche Mutter, das Recht haben soll, das Kind noch innerhalb eines Tages nach der Geburt zu töten.

Wir geben obige Meldung nur mit Vorbehalt wieder, denn wir können kaum glauben, daß Frauen so weit ihrer Mutternatur vergessen können, auch wenn sie mit diesem Antrag der Verzweiflung der armen Kindsmörderinnen zu Hilfe kommen möchten. Wenn die Meldung sich aber bewahrheitet, so kann es wohl kaum deutlicher und grauenvoller dargetan werden, wohin die Freigabe des Abortus letzten Endes führen würde. Und macht man dann beim einjährigen Kinde halt? Die Konsequenz führt mit unerbittlicher Logik weiter!

Wohl anerkennen wir mit Erschütterung die Verzweiflung so vieler armer Mütter, die letzten Endes die Triebkraft eben solch verzweifelter Auswege ist und wir gestehen, daß sie eine bittere und schmachvolle Anklage unserer Gesellschaft sind, die auf der einen Seite nicht Herrin ihres Trieblebens und auf der andern Seite nicht Ernährerin der allzu Vielen ist.

Aber höher als alle diese Verzweiflung steht das Prinzip der Heiligkeit, Unantastbarkeit des Lebens. Nicht umsonst wohnt uns oder sollte uns die heilige Ehrfurcht vor allem Lebendigen innewohnen. Sie ist eine der Grundlagen des menschlichen Zusammenlebens, der menschlichen Gesellschaft. Diejenigen aber, die hinter allem menschlichen Leben noch einen tiefern Sinn als nur den des Zusammenlebens sehen, wissen, daß die Ehrfurcht vor dem Lebendigen der Verantwortung vor einem Höhern als wir sind, entspringt, eine Verantwortung, der wir uns nie und nimmer entschlagen können und dürfen.

## Die Tätigkeit der Anatomen.

„Anatomia", das ist die Kunst des Zergliederns; mit „Anatomie" wird ganz allgemein das Studium des menschlichen Körpers bezeichnet. Dieses Studium umfaßt einmal Form und Bau der ausgebildeten Organe und ihrer gegenseitigen Beziehungen, es schließt ferner in sich die Entwicklung der einzelnen Organe und dieser zum Ganzen. So ergibt sich eine Zweiteilung des ganzen Stoffes in Anatomie im engern und Entwicklungsgeschichte des menschlichen Körpers im weitern Sinne.

Der Anatome hat die Aufgabe, den Studierenden der Medizin in diese beiden Wissensgebiete einzuführen. Er wird bei diesem Bestreben auf viel ungeklärte Fragen stoßen: Was für eine Stellung nimmt der Mensch ein in seinem Bau gegenüber den übrigen lebenden Wesen? Auf welche Weise reagieren Organe, Organteile und Gewebe auf bestimmte Reize, seien sie mechanischer Natur (Zug, Druck), seien es thermische Reize (Kälte, Wärme oder chemische (bestimmte Substanzen, Gifte u. a.). Die Beantwortung solcher und ähnlicher Fragen liegt dem Anatomen als Forscher ob: die Anatomie ist hier Forschungsgebiet.

An Hand eines entsprechenden Demonstrationsmaterials führte kürzlich die Anatomin Prof. Dr. Hedwig Frey vom anatomischen Institut Zürich, ihre Gäste, die Akademikerinnen der Sektion Zürich des schweiz. Akademikerinnenverbandes, auf deren Wunsch durch verschiedene Gebiete der Anatomie, über die vielerorts noch so viele unrichtige Ansichten bestehen. Mancher und Manche meint, sich eines Gruselns nicht enthalten zu können, wenn er nur an Anatomie denkt. Die Ausführungen von Frl. Prof. Dr. Frey bezweckten denn auch, darzulegen, daß die Anatomie jeder andern naturwissenschaftlichen Disziplin gleichzustellen sei.

Ausgehend von einem einfachen Knochen, dem Schulterblatt, wurde angetönt, wie der Student in ein solches Thema eingeführt wird; er hat nicht nur den Knochen als solchen zu erfassen, sondern auch seine Beziehungen zu Nachbarorganen, seine verschiedene Stellung bei allen möglichen Bewegungen des Armes. Den Anatomen als Forscher beschäftigt unter anderem die Variation der Form dieses Knochens bei verschiedenen Menschen, und er kann nachweisen, daß ungleiche Beanspruchung, wie sie bei verschiedenen Berufen gegeben ist, auf die Formgebung von größtem Einfluß ist.

Eine Reihe von hervorragend schönen Bildern führte die Entwicklung der äußern Körperform bei menschlichen Embryonen vor Augen; dabei wurde speziell die Gesichtsbildung verfolgt und darauf hingewiesen, daß Störungen in der frühesten Entwicklung Ursache sein können von spätern Mißbildungen, wie z. B. die Hasenscharte eine darstellt. Mühsame entwicklungsgeschichtliche Untersuchungen haben zum heutigen Stand des Wissens geführt, und noch viel wissenschaftliche Arbeit gilt es zu leisten, ehe die harrenden Probleme gelöst werden können.

Daß der Frau, die für dieses Wissensgebiet begabt ist, aus der Doppelarbeit als Lehrer der Jugend, der sie wertvolle Grundbegriffe, gewissenhafte, sorgfältige Arbeitsmethode beibringen muß und als selbständiger Forscher aus diesem Beruf reiche Befriedigung zuströmt, war ein wohltuender Eindruck des Abends. Wenn Aengstliche fürchten, die Frauen verrohen in solchem Beruf, so hoffen andere ebenso warm, daß die Mitarbeit einer Frau veredelnd sich auswirke bei der Erziehung der jungen Aerzte und Aerztinnen, und der nicht immer sachliche und würdige Ton in den Arbeitsstätten der angehenden Mediziner durch die bloße Anwesenheit einer achtunggebietenden Frau reiner gestimmt werden dürfte.

Als vor einem Halbjahrhundert sich beinahe gleichzeitig in den verschiedenen Ländern Europas die Frage erhob, ob Frauen zur Hochschule, speziell zum medizinischen Studium, zuzulassen seien, ertönten erregte weibliche und männliche Stimmen, die furchtbarste Sittenverderbnis, unrettbare Entartung eines Volkes prophezeiten, wenn junge Frauen mit den Jünglingen am nackten Menschen, toten oder kranken, studierten. Heute wissen doch weitere Kreise, daß die Moral eines Landes vom weiblichen Arzt nicht nur nichts zu fürchten, sondern viel zu hoffen hat. Aber tief im Blut steckt noch vielen das Vorurteil, als sei ein Beruf wie der des Anatomen durchaus männlichen Geschlechts. Sie bedenken nicht, wie gerade die minutiös arbeitende leichte Hand der Frau dem Präparat zustatten käme, wie die Freude an blanker, sorgsamster Handhabung anvertrauten Gutes dem geduldigen, hingebenden Wesen der Frau entspricht.

Wer je Gelegenheit gehabt hat, im anatomischen Institut der Universität Zürich die hervorragend schönen eindrucksvollen Präparate von Professor Hedwig Frey zu studieren, die zum Teil schon an der Landesausstellung 1914 in Bern als Höchstleistung ihrer Art bewundert wurden, wer weiß, wie dankbar die weibl. und männlichen Medizinstudenten die stille, auf Wesentliches gerichtete, grundtüchtige Frau als Lehrer und Helfer im Hör- und Sezierfaal anerkennen, der erlebt wieder einmal mit Genugtuung, daß wissenschaftliche Arbeit nicht an das Geschlecht gebunden ist. Diese Erkenntnis und die daraus zu ziehenden Konsequenzen müssen sich immer mehr Durchschlagskraft erobern.

Aber wenn die Schweizerfrauen sich oft darüber beklagen, daß noch immer so viele Hindernisse ihnen im Konkurrenzkampf mit dem Mann, im Kampf um gleiche Rechte in den Weg gelegt werden, so ist es doch auch billig, daß sie ab und zu stillestehend das betrachten, was tatsächlich in den letzten 50 Jahren erreicht wurde und in guten Händen verwaltet wird. Das soll sie nicht lau und satt machen, aber gerecht im Hinblick auf das Erreichte und mutig für das, was erstrebt werden kann und muß.

## „Ihr seid alle Brüder".

Statt aller Berichte über die Stellung der englischen Frauen zum Generalstreik bringen wir hier in Uebersetzung einen Teil der Predigt, die Maud Royden, die englische Predigerin, Sonntag vor 8 Tagen in Guildhouse in London gehalten hat. Sie ist in Woman's Leader, dem Organ einer der größten Frauenorganisationen Englands, „The National Union of Equal Citizenship", erschienen — das sagt genug.

Maud Royden legte ihrer Predigt den folgenden Text zugrunde:

**„Und am andern Tage kam Moses zu ihnen, da sie miteinander haderten, und handelte mit ihnen, daß sie Frieden hätten und sprach: Liebe Männer, ihr seid alle Brüder; warum tut einer dem andern Unrecht?"** Apostelgeschichte 7, 26.

Ich glaube kaum, daß der größte Teil unseres Volkes angesichts des Streikes irgend etwas anderes fühlt, als das, was in unserm Texte gesagt ist: „Liebe Männer, ihr seid alle Brüder, warum tut einer dem andern Unrecht?" Es scheint Einigen von uns — vielleicht nicht den Jüngsten, aber doch den Aelteren —, als ob wir vor ganz kurzem erst jenes leidenschaftliche Band der Brüderschaft zwischen uns und allen Klassen gefühlt hätten, das uns als Nation ein neues Erlebnis war.

Im August 1914, als der Krieg ausbrach, hat sich die ganze Nation, wie auch der Einzelne zum Kriege sich stellen mochte, als in ein Ganzes innig und unteilbar zusammengeschmolzen gefühlt.

Jeder in der Uniform damals war ein Held. Es machte nichts aus, ob er nur ein gewöhnlicher Soldat oder ein Offizier war. Unter den ersten und besten waren die Bergarbeiter. Wir haben sie damals beinahe vergöttert. Und heute? Und doch sind sie heute dieselben wie damals.

Bergarbeiter und Seeleute, das sind heutzutage die gefährlichsten Gewerbe, und die Art, wie Bergarbeiter bei einem Bergwerksunglück auf den Ruf nach Freiwilligen antworten, ist wohl geeignet, einem den Glauben an die Menschen wieder zu stärken. Sie steigen hinunter, ohne zu wissen, ob überhaupt ihre Kameraden noch zu retten sind und ob sie nicht selbst den Tod dabei finden. Keiner läßt sich zurückhalten.

Wieder und wieder, wenn wir hier von Guildhouse aus auf unsere Missionsfahrten gesandt worden sind, sind wir in Bergarbeiterbezirke gekommen. Ich darf wohl sagen, daß wir nie mit höher schlagenden Herzen und wärmeren Hoffnungen ausgezogen sind, als wenn wir in Minenbezirke geschickt wurden. Ich kenne nicht alle, aber ich wollte, ich kennte sie. Ich kenne South Wales, das Rhoudda-Tal und ein wenig die Durham-Minen. Das sind alte Bergwerke, die schon lange ausgebeutet werden, manche sind verlassen und geschlossen, und die Bergarbeiter schrecklich arbeitslos. Sehr oft nun bitten gerade diese Männer, die fast nichts haben, uns um unsere Missionierung. An einem Ort z. B. wollten die Kirchen des Ortes die Kosten, die 25 und 30 Pfund betrugen, nicht übernehmen, da übernahmen sie diese Bergarbeiter, obwohl sie nichts und Niemanden hinter sich hatten. Oh, denken Sie vielleicht, ein neuer Beweis, daß sie ganz gut daran sind? Vielleicht Kapitalisten mit 9 und 10 Pfund Einkommen in der Woche? Nun, da ist einer der Tüchtigsten. Er erhält wöchentlich 2 Pfund und 5 Schilling (etwa 55 Franken), und er schätzt sich noch glücklich. Er ist ein Heuer, d. h. er gehört zu der Aristokratie der Bergleute, nicht zu den gewöhnlichen Arbeitern. Er erhält also die große „Summe" von 2 Pfund 5 Schilling in der Woche und dabei hat er nur ein Kind. Aber sein Gefährte, der nur ein gewöhnlicher Arbeiter ist, erhält nur 39 Schilling und hat davon 4 Kinder zu erhalten. „Wissen Sie", sagte er zu mir, „ein Mann kann nicht glücklich sein, wenn er am Ende der Woche nicht genug hat, um Frau und Kinder zu erhalten." . . . .

Nun — wendet man allgemein ein — warum arbeiten denn die Leute nicht eine Stunde länger? Es ist nicht meine Sache, über die Länge der Arbeitszeit und die Höhe der Löhne zu reden. Ich bitte Sie nur, sich klar zu machen, was es heißt, so zu fragen. Nehmen wir den Mann, der ein Heuer ist. Er verdient 45 Schilling in der Woche. Ich sagte zu ihm: Beschreiben Sie mir Ihren Arbeitstag, was haben Sie den ganzen Tag getan? „Nun," sagte er, „ich arbeite im Stollen, zu hinterst. Um Zeit zu sparen, hat man dort eine Maschine aufgestellt, welche die losgehauenen Kohlen in Eimer füllt. Diese Maschine macht einen großen Lärm. Hinter mir schlagen die Arbeiter (und es sind immer die wenigst geschicktesten) die Pfosten weg, die das Gestein stützen. Und jedesmal, wenn ein solcher Pfosten umgelegt wird, fällt damit auch Gestein von der Decke herunter. Die Arbeiter sollen mich jedesmal anrufen, wenn solch ein Pfosten niedergelegt wird, damit ich beiseite springen kann. Aber wegen des großen Lärms der Maschine kann ich sie nicht hören, und so muß ich all die Zeit arbeiten entweder daß ich dabei immer über meine Schultern zurückschaue — und so komme ich mit der Arbeit nicht voran — oder daß ich alles dem Zufall überlasse. Ich jage alle Angst aus meinem Kopfe und hoffe, daß es mein gutes Glück will, daß ich sie höre, wenn sie mich warnen, und daß das Gestein, wenn es herunterprasselt, nicht auf meinen Kopf prassle. Aber — sagte er — am Ende von 6 Stunden bin ich absolut abgearbeitet und fertig".

Wenn Sie von ihm verlangen, daß er noch eine weitere Stunde im Stollen arbeiten soll, so ist das nicht dasselbe, wie wenn Sie solches von einem Beamten oder Ladenangestellten verlangen. Beide sind gewiß manchmal auch überarbeitet, aber sie dürfen wenigstens in voller Sicherheit arbeiten. Eine weitere Stunde Arbeit — wir wollen zuerst verstehen, was das heißt, bevor wir ein solches Opfer fordern.

Da ist keine Klasse in unserm ganzen Staate, die durch die Kriegsfolgen schwerer getroffen worden wäre als die Bergarbeiter. Tage, Wochen, Monate, Jahre sind sie ohne Arbeit; manche Gruben sind nicht nur geschlossen, sondern ganz aufgegeben worden. Sie leiden so schwer wie kaum eine andere Klasse. Ich weiß nicht, wessen Fehler dies ist. Vielleicht ist es Niemandes Fehler, vielleicht unser aller Fehler. Aber ich bitte Sie, sich klar zu machen, wie tief ihr Leiden gewesen ist, wie hart es ist, nach all den Opfern im Kriege ihre Lage nun schlechter zu wissen als je vorher.

Und nun sollen sie noch mehr Opfer bringen. Mein Freund, der 45 Schilling verdient, und mein anderer, der nur 39 verdient, sollen noch mehr opfern? Noch einmal: Ich bin nicht hier, um über Löhne zu sprechen, oder über die Verlängerung der Arbeitszeit. Ich bin nur hier, um für Sie zu bitten, doch verstehen zu wollen, wie diese Dinge für diejenigen aussehen, die jetzt im Streike stehen.

Die Männer, sagt man uns, haben den Staat herausgefordert und „wir müssen ihnen deshalb eine Lehre erteilen". Sie haben Andere in andern Gewerben und Industrien mit in den Streik hineingerissen, sie sind gegen den Staat! „Liebe Männer, ihr seid alle Brü-

---

hungsweise „Veralteten" befangen, — legten damals schon die Fäden bloß, welche Wagner mit seinen Vorläufern verknüpfen. So, Otto Jahn, der Mozartbiograph, in einem Aufsatz über „Lohengrin". (Zur Leipziger Aufführung 1854.) Noch wichtiger ist uns, heute, nach Ablauf der Bewegung, was an deren Anfang kritisch beanstandet wurde. Man stößt auf Sätze, die in ihrer die Zusammenhänge überschauenden Sachlichkeit sich mit Meinungen berühren, die man in neuesten Schriften, als neue unbefangene Wertungen finden kann.

Jahn schreibt: „Wagner eigentümlich ist die Uebertreibung, das, was an einem bestimmten Platz, geistreich angewendet, gutgeheißen werden kann, zur Regel, zum System zu erheben". (Bezieht sich auf das Leitmotiv als musikdramatisches Prinzip, welches ein verstandesmäßig-mnemotechnisches Mitgehen des Hörers voraussetzt.) Oder an anderer Stelle: „Der Zuhörer wird durch rasch aufeinander folgende frappante Einzelheiten anfangs gereizt und gespannt, auf die Länge aber, weil ohne Continuität auch kein wahres Verständnis möglich ist, ermüdet und abgespannt werden. Der Komponist wird zu beiden Extremen gedrängt, sowohl die der musikalischen Darstellung günstigen Momente zu übertreiben, als auch das an sich der Musik nicht zusagende durch Mittel zu erzwingen, welche außer ihrer Sphäre liegen," oder gar „Die schlimmste Folge des Charakterisierens im Einzelnen ist, daß nun auch in der Harmonie alles ohne inneren Zusammenhang vereinzelt wird. Daher mit Vorliebe Akkorde unmittelbar zusammengestellt werden, für die das Ohr eine Verbindung entschieden fordert, ein Verfahren, das zu einer vollständigen Negation der Gesetze der Tonalität führt."

Man mag diese Ausstellungen, in Bezug auf Wagner, annehmen oder ablehnen: immer bleibt erstaunlich, mit welcher Sicherheit sie auf Schwächen deuten, an denen die Wagner-Nachfolge schließlich zu Grunde ging. Tatsächlich umspannen sie wesentliche Ausgangspunkte für den Zerfall der romantischen Richtung und der von ihr bis zuletzt gespeisten Tonkunst. Es kam zum Notschrei: unsere Mittel sind verbraucht! Die Einen suchen nun durch theoretische Spekulationen unser herkömmliches Ton-System zu erweitern, ohne uns zu sagen, wo wir für die Drittels- oder Viertelston-Harmonik neue Ohren und seelische Beziehungen herkriegen sollen; die Andern träumen, da übertriebene Gefühlsgebärde und ständige Verschwendung uns den künstlerischen Bankrott gebracht haben, von einer Musik „ohne Gefühl" und von neuer, rein-musikalischer Gesetzgebung, die aber vor der Hand mit alledem, was uns die Erfahrung als musikalisch „schön" begreifen ließ, nichts mehr gemeinsam hat.

Hören wir eine pessimistische Komponistenklage — aber aus dem 18. Jahrhundert! „Es scheint, als hätten die Komponisten nichts mehr zu tun übrig, als sich selbst und andere auszuschreiben, und das Glück, Ruhm der Neuheit und der Erfindung davon zu tragen, käme bloß entweder von der Unwissenheit oder Vergessenheit des Publikums her; indem von allem, was der Mühe wert wäre, sowohl in der Melodie als Modulation schon Gebrauch gemacht sei. „Der Betreffende meint dann weiter", es könne in allen seinen eigenen Werken vielleicht nicht mehr, als eine neue Melodie gefunden werden, welche nicht in verschiedenen Tönen und Taktarten tausendmal durchgepeitscht worden." (Fortsetzung folgt.)

### Neue Bücher.

**Ich liebe, Du liebst,** Roman von Traugott Vogel. G. N. — Ein sehr schönes, ein nachdenkliches Buch, das zartestem, seelischen Geschehen nachgeht, das Buch eines echten, tief empfindenden Dichters. Jede Seite ist reich an poetischen Schönheiten und Selbstgeschautem, und es sind Partien in dem Buche, die sich einem wohl für immer einprägen werden.

Der Bräutigam, Ludwig Schermen, ist Gärtner. Er hat einen Garten, der eine wunderbarlich geordnete Welt ist, dessen Pflänzlinge wie ein Trupp dankbarer Bundesgenossen hinter ihm stehen. Ein schlichter, gerader, wackerer Mann ist Ludwig Schermen, der Tag für Tag gemächlich sein Stück Arbeit verrichtet, ohne durch Probleme irgendwelcher Art gehemmt zu sein, weil er nur einfach tut, was er muß, um sich und sein Gewerbe aufrecht zu erhalten, der nicht fehlerlos schreiben kann, und Mühe hat, mit seinem Verstande nachzukommen, wenn seine Braut in allzu gewählter Sprache zu ihm redet. Alles in allem eine Prachtsgestalt, um derentwillen man das Buch lieb gewinnt. Da aber ein jeder sein Kreuz haben muß, so liebt dieser Ludwig Schermen Christine Meier, die Lehrerin. Man muß sich tief ins Buch hineinlesen, bis man die Problematik dieser Frau versteht und begründet sieht. Seit zwei Jahren ist sie dem Gärtner versprochen; aber zur Heirat kann sie sich nie entschließen. Sie ist ein Kind der Stadt. Sie weiß viel, sie hat viel gesehen und mancherlei erfahren, und ist in einem Kreise aufgewachsen, dem sie innerlich fernsteht und in dem sie sich tief unglücklich gefühlt hat. Ihre Mutter ist eine leichtlebige Frau, und ihr Jugendgeliebter Schönbach ist von derselben Sorte, er wiegt sogar noch leichter. Man bedauert es etwas, daß dieser Schönbach so wenig ernst zu nehmen ist, und es will mir scheinen, daß allen seelischen Konflikten Christinens eine tiefere Tragik innewohnen würde, wenn diese drohenden Gespenster aus der Stadt überzeugendere Gestalt annehmen und nicht so lächerlich gemacht würden. Auch Zehnder, der im späteren Verlauf der Handlung auftritt und die reiche Frau in der Stadt und ihre Kinder, Bruno und Lotte, bleiben etwas wesenlos in der Luft hängen. Kurzum, es tritt Christine, belastet mit den schweren Erfahrungen ihrer Kinder- und Jugendzeit, ihrem Bräutigam, dem braven Schermen, gegenüber. Sie fühlt sich zu ihm hingezogen, weil sie den reinen und kindlich guten Menschen in ihm erkennt, und fürchtet sich doch vor der Wärme seines Blutes und scheut vor der restlosen Hingabe zurück. Doch heiratet sie ihn schließlich, nachdem er lange genug um sie angehalten hat, aber das Glück zieht nicht zu ihnen ins Haus hinein. Christine steht als eine Ueberzarte mit allen Wunden, die sie einst empfangen, stets im Mittelpunkt alles Geschehens, und spielt sich immer aus, und martert ihren armen Mann mit der unberechenbaren Sprunghaftigkeit ihres Wesens, während sie doch das tiefe Bedürfnis hat, ihr Gefühl auszugeben, und davon träumt, mit ihrer Liebe die Welt zu beglücken.

Das Kind Hilda ist ein rührendes Gegenstück; das Wesen, das still ergeben duldet, ohne Widerstand zu leisten und ohne Ränkine; und das seine Liebe hingibt, um dann wie ein Lichtlein zu erlöschen und aus der Welt zu gehen. Seine Liebe und sein Opfer, das es zu bringen wähnt, kann die beiden Gatten zunächst nicht zusammenbringen, sondern sie treibt sie vielmehr noch vollends auseinander. Wundervoll ist geschildert, wie Mann und Frau dann doch den Weg zueinander finden; wie Christine, die krampfhaft Verschlossene und Gebundene, endlich über sich hinauswächst und es erkennt, worin die wahre Liebe und das wahre Glück beruhen.

(Verlag Orell Füßli, Zürich).

der!" Was soll all dies schreckliche Gerede von Niederlage und Sieg? Ist es unser Feind, über den wir so sprechen? Es sind alles Männer, deren Söhne und Brüder ihr Blut vergossen und ihre Gebeine gelassen haben eben da, wo auch Ihre Söhne und Brüder und Gatten die ihrigen gelassen. Sie gingen aus in den Kampf wie die andern und heute sprechen wir von ihnen, als ob sie unsere Feinde wären. Man sagt uns, daß nichts getan, kein Schritt unternommen, keine Verhandlungen eröffnet werden können, „bis diesen Männern nicht eine Lehre erteilt worden sei." Ich weiß nicht, auf welcher Seite Sie stehen, aber ich sage, daß eine so schlimme Sprache nicht gesprochen werden sollte.

Wem sollen wir diese Lehre erteilen? Diesen unsern Brüdern? Dürfen verantwortliche Staatslenker ihnen gegenüber auf ihrer Würde beharren? Ich will Ihnen sagen, wer heute mit Würde umkleidet werden soll: Jeder Mann, jede Frau, die für den Frieden arbeitet. Es gibt heute keine andere Würde als diese. Ministerpräsident genannt zu werden ist heute weniger als Arbeiter für den Frieden zu heißen. Denn Frieden ist eine Eigenschaft Gottes selbst, Gottes, der nicht verschmähte, seinen Sohn den Friedensfürsten zu nennen.

Wenn einige von Ihnen sagen: „nichts kann getan werden, ehe sie den Streik widerrufen," nun wohl, so sollen sie ihn widerrufen, aber nicht sie allein. Vergessen wir nicht, daß die Minen-Eigentümer ihre Maßregeln zuerst trafen. Ich will nichts darüber sagen, was voreingenommen oder ungerecht sein könnte. Aber als ich Zeitung um Zeitung las, als ich des Ministerpräsidenten Funkspruch hörte, daß der Generalrat der Gewerkschaften den Streikbefehl zurückziehen müsse, da fragte ich mich, ob denn das Volk vergessen habe, daß die Mineneigentümer ihre Maßnahmen wegen der Lohnreduktionen einen Tag früher verkündeten als die Arbeiter den Streik. Wer war zuerst? Warum alle Anklagen nur nach einer Seite? Warum nicht dahin, wo sie wirklich hingehören? Wenn Sie wollen, auf beide Seiten. Ich will nicht behaupten, daß nicht schlecht beratene Entschlüsse gefaßt worden seien, aber ich sage, daß alle schuldig daran sind und nicht nur eine Seite allein.

Vor Jahren haben wir in der Westminster-Abtei den Leichnam eines Unbekannten, der im Kriege gekämpft hat, beigesetzt. Wir nannten ihn den Unbekannten Soldaten. Wir wußten nichts von ihm, nicht, ob er freiwillig oder gezwungen in den Krieg ging, nicht, ob er ein Engländer, ein Schotte, ein Walliser oder ein Irländer war. Wir wußten nichts von ihm, als daß er Soldat war. Die Männer, die heute im Streike stehen, waren Soldaten zu Tausenden und Tausenden, aber sie sind tiefer begraben worden als der Tote in Westminster, so tief, daß wir heute vergessen haben, daß sie mit uns gekämpft haben. „Der unbekannte Soldat", gewiß, aber immer noch ein Soldat! Diese Männer in ihren Zivilkleidern, vielleicht noch mit ihrem militärischen Abzeichen, — wollt ihr vergessen, daß viele von ihnen Soldaten waren?

Ich kann es nicht glauben. Ich bin gewiß, daß unter uns allen der Wunsch nach Frieden weit größer ist als der Wunsch einiger Weniger nach Krieg. O sprecht ihn aus! O gebt ihm Ausdruck, laut und vernehmlich!

Wir können den Sieg auch zu teuer bezahlen. Da soll kein Wort sein weder von Sieg noch von Niederlage, einzig von Versöhnung . . . „Liebe Männer, ihr seid Brüder, warum tut einer dem andern Unrecht?"

## Wegweiser.

**Schaffhausen:** Mittwoch den 2. und Donnerstag den 3. Juni:

**Generalversammlung des Verbandes deutschschweizerischer Frauenvereine zur Hebung der Sittlichkeit:**

Mittwoch den 2. Juni in der Kronenhalle: Geschäftssitzung der Delegierten.
6½ Uhr daselbst gemeinsames Nachtessen à 3 Fr.,
8 Uhr in der Ratslaube:
**„Jesus und die Frauenwelt",**
Vortrag von Hrn. Prof. Schrenk, Zürich.

Donnerstag den 3. Juni:
9 Uhr, Großratssaal:
**Rückblick auf 25 Jahre Verbandsarbeit**
von Frau Pfarrer Schmuziger.
12½ Uhr: Gemeinsames Mittagessen à 5 Fr. im Kasino.
3½ Uhr: Tee im Hotel Bellevue, dargeboten von den Schaffhauserinnen.

Alle Auskünfte und Anmeldung für Freiquartier bei Frau Dr. Waldmann, Schaffhausen, Steigstr. 56.

## An unsere Mitarbeiterinnen!

Da die Redaktorin des politischen Teiles vom 26. Mai bis und mit 9. Juni in Paris am Stimmrechtskongreß abwesend ist, bitten wir, **dringende** Einsendungen **(nur solche)** während dieser Zeit an Frl. Emmi Bloch, Sekretariat der Frauenzentrale, Talstraße 18, Zürich, senden zu wollen. Alles übrige geht wie bisher an die Redaktion, Tellstr. 19, St. Gallen.

Die Redaktion.


## Redaktion.

Allgemeiner Teil: Helene David, St. Gallen, Tellstr. 19 (Telephon 25.13).

Feuilleton: Gertrud Niederer, Zürich, Hausmesserstr. 33 (Telephon S. 28.49).



CITROVIN ALS ESSIG ÄRZTLICH EMPFOHLEN
DIE STETS FERTIGE SALATSAUCE u. MAYONNAISE
CITROVINFABRIK ZOFINGEN
MATUSTA

**Voll des Lobes über Ihren Virgo**
ist auch meine Schwägerin, der ich ihn empfohlen habe. Sie hatte früher periodisch Migräne, seit sie aber Virgo gebraucht, trifft dies viel weniger ein. Sie und ich gebrauchen keinen anderen Kaffee mehr.
**Frau Luginbühl in K.** 95

**VIRGO**
Ladenpreise: Virgo 1.40, Sykos 0.50. **NAGO** Olten

*Bist du mit Arbeit überhäuft*
*abgehetzt . . nervös . . gereizt*
*nimm*
**Elchina** 140
*Orig.-Fl. 3.75, sehr vorteilh. Orig.-Doppelfl. 6.25 i. d. Apot.*

*Mit **Nussgold** chaucht die finsdhte Sache viel besser als mit Butter mache!*

**Bad Pfäfers** 45 Minuten von Ragaz
Am Eingang zur weltberühmten Taminaschlucht mit Thermalquelle 37 Grad Celsius (65
**Weltberühmtes Thermalbad** gegen Rheumatismen, Gicht, Lähmungen, Reconvaleszens und Altersschwäche.
Prospekte auf Verlangen. Direktor: **Karl Stoettner.**

**Haushaltungsschule Lenzburg**
des schweizer. Gemeinnützigen Frauenvereins
**Koch- und Haushaltungskurse**
Dauer 6 Monate
Auskunft und Prospekte durch **Die Schulleitung.**

**Das Erholungsheim im Lutisbach,**
**OBERÄGERI** (800 m ü. M.) Kanton Zug
bietet das ganze Jahr Ruhe- und Erholungsbedürftigen sowie Ferengästen ein behagliches Heim. Zu näherer Auskunft sind gerne bereit:
Schwester **Hanna Kissling.** Schwester **Christine Nadig.**
(Offene Tuberkulose wird **nicht** aufgenommen)

Privat-Pension Villa Bergheim
Tel. 209 **Arosa** (6) 15 Betten
Heimeliger Ferien- und Erholungsaufenthalt für **Damen** und **junge Mädchen.** Inhaberin: **Schwester Härlin.**

**ERST** WASCHEN - **DANN** FÄRBEN
ist
**die billigste und beste Methode!**
Mit
**BRAUNS' HAUSHALT-FARBEN**
ist die
**● HAUSFÄRBEREI ●**
● ohne Kochen ●
● mühelos - gründlich - dauerhaft - billig ●

1. **FÄRBEN SIE:**
**Alle Stoffe** aus Wolle, Halbwolle, Baumwolle, Seide Kunstseide, Leinen etc.
mit **BRAUNS' „CITOCOL"-TABLETTEN** — 60 Rp.

2. **ZUM AUFFRISCHEN**
**aller Stoffe** aus Baumwolle, Seide, Halbseide, Leinen etc.
nehmen Sie **BRAUNS' „WILBRAFIX"-Kugeln** - 35 Rp.
(in Staniolpapier).

**VERLANGEN Sie „BRAUNS"! REFÜSIEREN Sie „ERSATZ"!**
In allen Drogerien, Farbwarenhandlungen u. Apotheken erhältlich.
(Dort gibt man Ihnen auch sachgemässe Auskunft).

**Mit „BURMOL"** (Brauns' Packung für 600 gr Stoff) können Sie alles **entfärben** und auf diese Weise z. B. ein rotes Kleid hellgrün färben

**Hörnli und Nudeln mach mit Fug in Emailpfannen Marke „Krug". Mit wenig Müh' in jedem Haus sieht Email appetitlich aus.**

**„Carna"**
**Konserven- und Fleisch-Einfuhr-Genossenschaft**
**ZÜRICH - 4 Stüssihofstatt 4**
Telegramm-Adresse: **„Carna" Zürich** - Telephon: **Limmat 1370**
**Import - Export**
**Detail-Verkauf**
**4 Stüssihofstatt 4** - Nähe der städtischen Fleischhallen
**Ia. Argentin. Gefrierfleisch**
**Rindfleisch:** Siedefleisch Fr. 1.—, 1.20 per ½ Kilo
Bratfleisch Fr. 1.30 per ½ Kilo
Roastbeef Zungen Conserven
**Lieferung franko ins Haus und auswärts**

*Koche fett mit KOCHFETT*
**Schweizer-Perle**
*Höchst butterhaltig*

**Suters Arnika-Seife.**
Der grosse Gehalt an Arnika, in Verbindung mit den feinsten Pflanzenölen, verleihen dieser Seife ihre reinigende, wohltuende und verjüngende Wirkung
**Suter, Moser & Cie. St. Gallen.**

Schuhcrème **RAS** enthält wirkliches Fett!

**Anstricken**
von Strümpfen, auch feingestrickter, und (30
**Ersetzen**
der Füsse aller gewobenen, einschlesslich seidener Strümpfe. Aus 3 Paar 2 Paar oder mit neuem Tricot, Wolle, Baumwolle. Verkauf neuer Strümpfe.
Strumpfflickerei Altstetten-Zürich
Inh. W. Tröndle.

**Privatkochschule Widmer**
**Witikonerstr. 53 - Zürich 7 - Tel. Hott. 29.02**
Prospekte und Referenzen durch Frl. **A. Widmer.**

**Das Blatt** der handarbeitenden Frau BEYERS MODENBLATT für
*Handarbeit u. Wäsche*
mit den Beilagen: „Die schöne Wohnung", Handarbeits- und Abplättmuster, Schnittbogen und Gratisschnitt.
Erscheint am 15. jeden Monats und kostet Fr. 1.—. Frei ins Haus 10 Rp. mehr. Bestellungen auf Abonnements oder Probenummern sind zu richten an
**Carl Bernhard, Buchhandlung, Chur.**

**WARUM IST?**
43) **DAS PESTALOZZI-MEHL**
das beste, stärkendste, billigste Frühstück? Weil es kein Ei enthält, ist es leicht verdaulich! tut die Nieren nicht ermüden, ist also das idealste Stärkungsmittel für Rekonvaleszenten, schwache Personen. Wirkt gegen Rachitis.
**Die Büchse 500 gr. Fr. 2.60 überall erhältlich.**

**SALUS-LEIBBINDEN**
**(gesetzlich geschützt)**
sind in den meisten Spitälern der Schweiz eingeführt und werden von den Herren Aerzten aufs wärmste empfohlen bei
**Unterleibsleiden, Senkungen, Wandernieren, Hängeleib u. als**
**Umstands-Binde**
zur Verhütung von Fehl- oder Frühgeburten und zur Erleichterung des Zustandes. Jede Binde trägt innen den gesetzlich geschützten Namen **„SALUS".** Erhältlich in allen besseren Sanitätsgeschäften, wo nicht, direkt von der
**Salus-Leibbinden-Fabrik**
**M. & C. Wohler, Lausanne 45**
Illustrierter Prospekt gratis! (11

**Hausfrauen**
verwendet
die reine Bienenwachs-Bodenwichse
**„Mühelos"**
Sie erspart Euch viel
Geld, Arbeit, Stahlspähne, Verdruss
Harzt nicht und gibt dem Boden Hochglanz.
Billigste Bodenwichse, weil ergiebig
im Gebrauch und sparsam.
◆
Zu beziehen im Depot
**E. BOLLIER, ZÜRICH 8**
**Mainaustrasse 24** **Tel. Hott. 66.61**

**Abonnements-Bestellung**
**für die Administration des „Schweizer Frauenblatt", Zürich, Stüssistr. 43**
Die Unterzeichnete bestellt hiemit das
Der
**„Schweizer Frauenblatt"**
auf die Dauer von ¼ Jahr zu Fr. 3.20
" " " ½ " " " 5.80
" " " 1/1 " " " 10.30
Ort und Datum: Unterschrift:
Nichtpassendes streichen — [Oeff. ausschneiden und einsenden]

Sowohl Hausbesitzer als Mieter schätzen **CIRALO** weil die Feuchtigkeit des Scheuerns wegfällt.
7) Nachahmungen enttäuschen Verlangen Sie unsere Marke [O F 18588L
PROSPEKTE BEI DROGISTEN ODER LABOR. EREN, MONTREUX

**Klosters** 1250 m ü. M.
**Interne Frauenschule** verbunden mit **Kindergärtnerinnenseminar** und **Kindererholungsheim** - (Staatlich anerkannt) (7